

MANESSE BIBLIOTHEK DER WELTLITERATUR



HJALMAR SÖDERBERG

Doktor Glas

Roman

*Aus dem Schwedischen übersetzt
von Verena Reichel*

Nachwort von Antje Rávic Strubel

MANESSE VERLAG
ZÜRICH

12. Juni

So einen Sommer habe ich noch nicht erlebt. Hundstage seit Mitte Mai. Den ganzen Tag hängt dichter, staubiger Dunst völlig unbeweglich über Straßen und Plätzen.

Erst abends lebt man etwas auf. Vorhin habe ich einen Abendspaziergang gemacht, wie fast jeden Tag nach meinen Krankenbesuchen, und die sind im Sommer nicht gerade zahlreich. Von Osten her kommt ein kühler, anhaltender Luftstrom, der Dunst hebt sich, segelt langsam davon und bildet weit hinten im Westen einen langen Schleier aus rotem Staub. Kein Geratter von Lastfuhrwerken mehr, nur ab und zu eine Droschke und die Straßenbahn mit ihrem Geklingel. Ich gehe gemächlich die Straße entlang, treffe hier und da einen Bekannten und bleibe zu einem Schwatz an der Straßenecke stehen. Aber warum muss mir ständig dieser Pastor Gregorius über den Weg laufen? Ich kann diesen Mann nicht sehen, ohne dass mir eine Anekdote in den Sinn kommt, die ich einst über Schopenhauer¹ gehört habe. Der mürrische Philosoph saß eines Abends im Café an seinem Eckplatz, wie üblich allein; die Tür geht auf, und herein kommt ein

Kerl von unsympathischem Aussehen. Schopenhauer mustert ihn mit vor Ekel und Abscheu verzerrtem Gesicht, springt auf und fängt an, dem Mann seinen Stock auf den Schädel zu hauen. Und zwar nur wegen seines Aussehens.

Nun, ich bin kein Schopenhauer; als ich von Weitem den Pastor auf mich zukommen sah, es war auf der Vasabron², blieb ich gleich stehen, um die Aussicht zu betrachten, die Arme aufs Brückengeländer gestützt. Die grauen Häuser auf Helgeandsholmen³, die morsche gotische Holzarchitektur des alten Dampfbads, die sich gebrochen im fließenden Wasser widerspiegelte, die großen alten Weidenbäume, die ihre Blätter in den Fluss tauchten. Ich hoffte, der Pastor hätte mich nicht gesehen und würde mich auch von hinten nicht erkennen, und ich hatte ihn schon fast vergessen, als ich ihn plötzlich neben mir stehen sah, die Arme auf dem Geländer wie ich, den Kopf schief gelegt – in genau derselben Haltung wie vor zwanzig Jahren in der Jakobs-Kirche⁴, als ich neben meiner seligen Mutter auf der Familienbank saß und zum ersten Mal diese abscheuliche Physiognomie wie einen ekligen Pilz auf der Kanzel auftauchen sah, wo er sein «Abba, lieber Vater» anstimmte. Dasselbe schwammige, fahle Gesicht, dieselben schmutzig gelben Koteletten, mittlerweile vielleicht ein wenig ergraut,

und derselbe unergründlich verschlagene Blick hinter den Brillengläsern. Kein Entkommen möglich, schließlich bin ich jetzt sein Arzt, wie der vieler anderer, und er sucht mich gelegentlich mit seinen Beschwerden auf.

«Ach, guten Abend, Herr Pastor, wie geht es Ihnen.»

«Nicht gut, gar nicht gut, das Herz ist schwach, schlägt unregelmäßig, und nachts denke ich manchmal, es bleibt stehen.»

«Das freut mich», dachte ich, «von mir aus kannst du ruhig sterben, du alter Schuft, dann muss ich dich nicht mehr sehen. Außerdem hast du eine junge und schöne Frau, der du vermutlich das Leben zur Hölle machst, und wenn du stirbst, wird sie wieder heiraten und sich einen viel besseren Mann zulegen.» Aber laut sagte ich: «Aha, soso, vielleicht sollten Sie in den nächsten Tagen bei mir vorbeikommen, Herr Pastor, dann sehen wir mal nach, wie es steht.»

Aber er hatte noch viel mehr zu erzählen, wichtige Dinge: Diese Hitze ist ja geradezu unnatürlich, was für ein Unsinn, auf diesem kleinen Holm da ein großes Reichstagsgebäude zu bauen, und übrigens fühlt sich meine Frau nicht recht wohl.

Dann ging er schließlich, und ich setzte meinen Spaziergang fort. Ich kam in die Altstadt,

den Storkyrkobrinken hinauf, in die Gassen hinein. Eine schwüle Dämmerung in den engen Schluchten zwischen den Häusern und seltsame Schatten an den Wänden, Schatten, wie man sie in unseren Vierteln da unten nie sieht.

– – – Frau Gregorius. Erst kürzlich hat sie mir einen sonderbaren Besuch gemacht. Sie kam in meine Sprechstunde; ich sah genau, wann sie eintraf und dass sie zeitig kam, doch sie wartete bis zuletzt und ließ anderen, die nach ihr an der Reihe waren, den Vortritt. Endlich trat sie ein. Sie errötete und stammelte herum. Schließlich brachte sie irgendetwas von Halsweh hervor. Ja, es sei jetzt übrigens schon besser. – «Ich komme morgen wieder», sagte sie, «ich bin gerade sehr in Eile ...»

Noch ist sie nicht wiedergekommen.

Ich trat aus den Gassen heraus und überquerte die Skeppsbron⁵. Der Mond stand über dem Skeppsholmen, zitronengelb im Blau. Doch meine heitere und gelassene Stimmung war verflogen, die Begegnung mit dem Pastor hatte sie verdorben. Dass es Menschen wie ihn auf der Welt geben darf! Wer kennt nicht das alte Problem, das so oft zur Sprache kommt, wenn ein paar arme Schlucker um einen Tisch im Café versammelt sind: Wenn du einen chinesischen Mandarin töten könntest, indem du einfach auf einen

Knopf an der Wand drückst, oder durch einen reinen Willensakt, um dann seine Reichtümer zu erben – würdest du es tun? Über diese Frage habe ich mir nie den Kopf zerbrochen, vielleicht weil ich das Elend der Armut nie so richtig hart und bitter erlebt habe. Aber ich glaube, wenn ich diesen Pastor töten könnte, indem ich auf einen Knopf an der Wand drücke, ich würde es tun.

Als ich in der unnatürlichen, fahlen Dämmerung der Nacht heimwärts ging, schien mir die Hitze wieder genauso drückend wie mitten am Tag, gleichsam mit Angst gesättigt; die hinter den Fabrikschornsteinen auf Kungsholmen⁶ aufgetürmten roten Staubwolken hatten sich verdunkelt und wirkten wie schlummerndes Unheil. Mit langen Schritten ging ich hinunter zur Klarakirche⁷, den Hut in der Hand, denn der Schweiß war mir auf die Stirn getreten. Nicht einmal unter den großen Bäumen des Friedhofs kühlte es ab, aber fast auf jeder Bank saß ein flüsterndes Paar, manche hielten sich eng umschlungen und küssten sich mit trunkenen Augen.

Ich sitze jetzt an meinem offenen Fenster und schreibe dies nieder – für wen? Weder für einen Freund noch für eine Freundin, eigentlich nicht einmal für mich selbst, denn ich lese heute nicht, was ich gestern geschrieben habe, und werde

dies morgen nicht lesen. Ich schreibe, um die Hand zu bewegen, lasse meinen Gedanken freien Lauf; schreibe, um schlaflose Zeit totzuschlagen. Warum finde ich keinen Schlaf? Schließlich habe ich kein Verbrechen begangen.

Was ich hier zu Papier bringe ist keine Beichte; wem sollte ich beichten? Ich erzähle nicht alles von mir selbst. Ich erzähle nur das, was mir zu erzählen beliebt; aber ich sage nichts, was nicht wahr ist. Ich kann doch nicht die Erbärmlichkeit meiner Seele verleugnen, falls sie denn erbärmlich ist.

Draußen hängt die große blaue Nacht über den Bäumen des Friedhofs. Es ist jetzt still in der Stadt, so still, dass das Seufzen und Flüstern der Schatten dort unten bis zu mir heraufdringt, und zuweilen bricht ein freches Lachen durch. Ich habe das Gefühl, als wäre ich in diesem Augenblick der einzig einsame Mensch auf der Welt. Ich, Tyko Gabriel Glas, Doktor der Medizin, der gelegentlich anderen hilft, sich selbst aber nie hat helfen können und sich mit 33 Jahren noch keiner Frau genähert hat.

14. Juni

Was für ein Beruf! Wie kommt es, dass ich unter allen Erwerbszweigen den gewählt habe, für den ich mich am wenigsten eigne? Ein Arzt muss eins von beiden sein: entweder ein Menschenfreund oder ehrgeizig. – Allerdings habe ich mich früher wohl für beides gehalten.

Heute war wieder eine kleine Frau da, die weinte und bettelte und bat, ich solle ihr helfen. Ich kenne sie seit mehreren Jahren. Verheiratet mit einem kleinen Beamten, 4000 Kronen im Jahr ungefähr, und drei Kinder. Die Kinder kamen Schlag auf Schlag in den ersten drei Jahren. Dann blieb sie fünf oder sechs Jahre verschont, hat wieder ein wenig Gesundheit und Kräfte und Jugend zurückgewonnen, die Verhältnisse stabilisierten sich, und es ging langsam aufwärts nach dem Unheil. Natürlich ist das Brot knapp, aber sie kommen so eben zurecht, scheint es. – Auf einmal ist das Unglück wieder passiert.

Sie konnte vor Weinen kaum sprechen.

Ich habe ihr natürlich mit dem üblichen Sermon geantwortet, den ich in solchen Fällen stets herunterbete: meine Pflicht als Arzt und die Achtung vor dem Menschenleben, selbst vor dem schwächsten.

Ich blieb ernst und unerbittlich. So musste sie schließlich gehen, beschämt, verwirrt, hilflos.

Ich vermerkte den Fall; es war der achtzehnte in meiner Praxis, dabei bin ich kein Frauenarzt.

Den ersten vergesse ich nie. Es war ein junges Mädchen, etwa zweiundzwanzig Jahre alt; eine große, dunkelhaarige, leicht vulgäre junge Schönheit. Man sah gleich, dass sie von dem Schlag war, der zu Luthers Zeiten die Erde bevölkert haben muss, sofern er recht hatte, als er schrieb: Es ist einem Weibe ebenso unmöglich, ohne Mann zu leben, wie sich selber die Nase abzubeißen. Dickes, bürgerliches Blut. Der Vater war ein wohlhabender Kaufmann; ich war der Hausarzt der Familie, daher kam sie zu mir. Sie war erregt und außer sich, aber durchaus nicht schüchtern.

«Retten Sie mich», bat sie, «retten Sie mich.»

Ich antwortete ihr mit der Pflicht usw., aber das war etwas, was sie offenbar nicht verstand. Ich erklärte ihr, mit dem Gesetz sei in solchen Fällen nicht zu spaßen.

«Gesetz?» Sie machte nur ein fragendes Gesicht.

Ich riet ihr, sich ihrer Mutter anzuvertrauen: Dann spricht diese mit dem Papa, und dann gibt es eine Hochzeit.

«Oh, nein, mein Verlobter ist mittellos, und Vater würde mir nie verzeihen.» Sie waren nicht verlobt, sie sagte nur «mein Verlobter», weil sie kein anderes Wort fand, Liebhaber ist ein Ro-

manwort, das in der Umgangssprache unanständig klingt.

«Retten Sie mich, kennen Sie denn keine Barmherzigkeit! Ich weiß nicht, was ich tue, ich springe in den Norrström!»

Ich wurde ungeduldig. Sie erregte nicht einmal mein Mitleid, so etwas lässt sich ja immer arrangieren, wenn Geld da ist. Nur der Stolz muss ein wenig leiden. Sie schluchzte und schnäuzte sich und redete wirres Zeug, schließlich warf sie sich auf den Boden, trat um sich und schrie.

Nun, es endete natürlich so, wie ich es mir vorgestellt hatte; der Vater, ein grober Klotz, gab ihr ein paar Ohrfeigen, verheiratete sie dann in fliegender Hast mit dem Mitschuldigen und schickte sie auf Hochzeitsreise.

Fälle wie der ihre haben mir nie Kopfzerbrechen bereitet. Aber die kleine, bleiche Frau heute hat mir leidgetan. So viel Kummer und Elend für ein so bescheidenes Vergnügen.

Achtung vor dem Menschenleben – was ist das in meinem Mund anderes als gemeine Heuchelei, und was könnte es sonst sein für jemanden, der hin und wieder ein freies Stündchen mit Nachdenken verbringt. Schließlich wimmelt es von Menschenleben. Und auf fremde, unbekannte, ungesehene Menschenleben hat noch niemand ernstlich die geringste Rücksicht ge-

nommen, ausgenommen vielleicht einige allzu offensichtlich närrische Philanthropen. Was zählt, sind ihre Taten. Alle Regierungen und Parlamente der Welt beweisen es.

Und *die Pflicht*, was für ein vortrefflicher Schirm, hinter den man sich verkriechen kann, um sich vor dem zu drücken, was getan werden müsste.

Aber man kann ja auch nicht alles aufs Spiel setzen, Stellung, guten Ruf, Zukunft, um fremden und beliebigen Menschen zu helfen. Auf ihre Verschwiegenheit zu zählen wäre allzu kindlich. Eine Freundin gerät in die gleiche Klemme, schon wird ihr ein Wörtchen zugeflüstert, wo Abhilfe zu finden sei, und bald ist man bekannt. Nein, da hält man sich besser an die Pflicht, selbst wenn sie eine gemalte Kulisse ist wie die Potemkinschen Dörfer. Ich fürchte nur, ich sage meine Pflichtformel so oft auf, dass ich schließlich selbst daran glaube. Potemkin hat nur seine Kaiserin betrogen, wie viel schmachvoller ist es dagegen, sich selbst zu betrügen.

Stellung, guter Ruf, Zukunft. Als wäre ich nicht täglich und stündlich bereit, diesen Ballast an Bord des erstbesten Schiffs zu verstauen, das mit einer Tat beladen ankommt.

Mit einer wirklichen Tat.

15. Juni

Wieder sitze ich am Fenster, draußen wacht die blaue Nacht, es flüstert und raschelt unter den Bäumen.

Heute habe ich auf meinem Abendspaziergang ein Ehepaar gesehen. Sie habe ich gleich wiedererkannt. Es ist noch nicht viele Jahre her, da habe ich mit ihr auf Bällen getanzt, und ich habe nicht vergessen, dass sie mir jedes Mal eine schlaflose Nacht bescherte, wenn ich sie traf. Doch davon wusste sie nichts. Damals war sie noch keine Frau. Sie war Jungfrau. Sie war ein lebender Traum: der Traum des Mannes von der Frau.

Jetzt ging sie am Arm des Ehemanns behäbig die Straße entlang. Teurer gekleidet als früher, aber geschmackloser, bürgerlicher; im Blick etwas Erloschenes, Verkümmertes, dabei eine zufriedene Ehefrauenmiene, als trüge sie ihren Bauch auf einem neusilbernen Tablett vor sich her.

Nein, ich begreife es nicht. Warum muss es so sein, warum muss es immer so enden? Warum muss die Liebe wie das Hexengold sein, das sich am nächsten Tag in welches Laub oder Schmutz oder Biersuppe verwandelt? Aus der Sehnsucht der Menschen nach Liebe ist doch die Seite der Kultur entstanden, die nicht direkt darauf zielt,

den Hunger zu stillen oder sich gegen Feinde zu verteidigen. Unser Sinn für Schönheit hat keine andere Quelle. Jegliche Kunst, jegliche Dichtung, jegliche Musik hat daraus geschöpft. Das trivialste moderne Historiengemälde ebenso wie Raffaels Madonnen und Steinlens⁸ kleine Pariser Arbeiterinnen, «Der Todesengel»⁹ ebenso wie das Hohelied¹⁰ und das Buch der Lieder¹¹, der Choral und der Wiener Walzer, ja, jedes Stuckornament in dem bescheidenen Haus, das ich bewohne, jeder Schnörkel auf der Tapete, die Form der Porzellanvase hier und das Muster meines Halstuchs, alles, was verzieren und verschönern will, ob es nun gelingt oder misslingt, stammt von dort, wenn auch zuweilen auf verschlungenen Wegen. Und das ist keine nächtliche Anwendung von mir, sondern schon hundertfach bewiesen.

Diese Quelle aber heißt nicht Liebe, sie heißt vielmehr: der Traum von der Liebe.

Und andererseits ist alles, was mit der Erfüllung dieses Traums, mit der Befriedigung des Triebs zusammenhängt und daraus folgt, unserem tiefsten Instinkt zufolge etwas Unschönes und Unanständiges. Das lässt sich nicht beweisen, es ist lediglich ein Gefühl: *mein* Gefühl, und ich glaube, im Grunde auch das aller anderen. Die Leute behandeln die Liebesgeschichten der

jeweils anderen stets als etwas Niederes oder Komisches und machen oft nicht einmal mit ihren eigenen eine Ausnahme. Und erst die Folgen... Eine schwangere Frau ist etwas Schreckliches. Ein neugeborenes Kind ist widerwärtig. Ein Totenbett macht selten einen so grässlichen Eindruck wie eine Entbindung, diese entsetzliche Symphonie aus Geschrei und Schmutz und Blut.

Vor allem aber der Akt selbst. Ich werde nie vergessen, wie ich als Kind unter einem der großen Kastanienbäume auf dem Schulhof einen Mitschüler erklären hörte, «wie es passiert». Ich wollte es nicht glauben; erst mussten einige andere Jungen hinzukommen und es bestätigen und über meine Dummheit lachen, trotzdem glaubte ich es kaum und rannte wutentbrannt davon. So hatten es also Vater und Mutter gemacht? Und würde ich es selbst so machen, wenn ich groß wäre, gab es für mich kein Entkommen?

Ich hatte stets tiefe Verachtung für die bösen Buben empfunden, die hässliche Wörter an Wände und Bretterzäune schmierten. Doch in diesem Augenblick war mir, als hätte Gott selbst etwas Hässliches an den blauen Frühlingshimmel geschmiert, und ich glaube, es war eigentlich das erste Mal, dass ich mich fragte, ob es überhaupt einen Gott gibt.

Noch heute habe ich mich nicht ganz von meiner Überraschung erholt. Warum muss ausgerechnet ein Organ, das wir mehrmals täglich als Abflussrohr für die Ausscheidungen benutzen, zur Erhaltung des Menschengeschlechts und zur Stillung unserer Sehnsucht dienen; warum könnte dies nicht durch einen Akt geschehen, in dem sich Würde und Schönheit mit der höchsten Wollust vereinen? Ein Akt, der ebenso gut in der Kirche vor aller Augen vollzogen werden könnte wie in der Dunkelheit und Abgeschlossenheit? Oder in einem Rosentempel im hellen Sonnenschein, zum Chorgesang und Tanz des Hochzeitsgefolges.

Ich weiß nicht, wie lange ich in den Zimmern auf und ab gegangen bin.

Es wird jetzt hell draußen, der Wetterhahn auf dem Kirchturm blinkt Richtung Osten, die Spatzen pfeifen hungrig und schrill.

Sonderbar, immer geht vor Sonnenaufgang ein Schauer durch die Luft.

18. Juni

Heute war es etwas kühler, und ich bin seit über einem Monat zum ersten Mal wieder ausgeritten.

Was für ein Morgen! Ich bin abends früh ins Bett gegangen und habe die ganze Nacht durchgeschlafen. Ich schlafe nie, ohne zu träumen, doch die Träume dieser Nacht waren blau und leicht. Ich ritt durch den Park von Haga, rund um den Echotempel, und weiter an den Kupferzelten vorbei. Tau und Spinnweben an allen Büschen und Hecken und ein großes Rauschen in den Bäumen. Deva war verwegenster Stimmung, die Erde tanzte unter uns dahin, jung und frisch wie am Sonntagmorgen der Schöpfung. Ich kam zu einem kleinen Wirtshaus; ich kannte es, bei meinen Morgenritten im Frühling habe ich es oft besucht. Ich saß ab und leerte eine Flasche Bier in einem Zug, fasste das braunäugige Mädchen um die Taille und wirbelte es einmal herum, küsste es aufs Haar und ritt davon.

Genau wie in dem Lied.

19. Juni

So, Frau Gregorius. Das also war das Anliegen. Ziemlich ungewöhnlich, allerdings.

Diesmal kam sie spät, die Sprechstunde war vorbei, und sie saß allein im Wartezimmer.

Sie trat bei mir ein, sehr blass, grüßte und blieb mitten im Zimmer stehen. Ich deutete auf einen Stuhl, aber sie blieb, wo sie war.

«Letztes Mal habe ich geschwindelt», sagte sie. «Ich bin nicht krank: Ich bin vollständig gesund. Es war etwas ganz anderes, was ich mit Ihnen besprechen wollte, Herr Doktor, ich habe es bloß nicht herausgebracht.»

Auf der Straße unten ratterte ein Brauereiwagen vorbei. Ich ging zum Fenster, machte es zu, und in der plötzlichen Stille hörte ich sie leise und entschieden, jedoch mit einem leichten Zittern in den Worten sagen, als sei sie den Tränen nah: «Mich hat ein so furchtbarer Ekel vor meinem Mann erfasst.»

Ich stand mit dem Rücken zum Kachelofen. Zum Zeichen, dass ich ihr folgte, neigte ich den Kopf.

«Nicht als Mensch», fuhr sie fort. «Er ist immer gut und freundlich zu mir; nie hat er mir ein hartes Wort gesagt. Er erfüllt mich nur mit einem so schrecklichen Abscheu.»

Sie holte tief Luft.

«Wie soll ich es bloß ausdrücken», sagte sie. «Worum ich Sie bitten möchte, Herr Doktor, ist etwas sehr Sonderbares. Und vielleicht widerspricht es allem, was Sie für richtig halten. Ich weiß ja nicht, wie Sie über diese Dinge denken. Aber Sie haben etwas, das mir Vertrauen einflößt, und ich kenne keinen anderen Menschen, dem ich mich in dieser Sache anvertrauen könnte, kei-

nen anderen Menschen auf der ganzen Welt, der mir helfen könnte. Wollen Sie nicht mit meinem Mann sprechen, Herr Doktor? Wollen Sie ihm nicht sagen, dass ich an einer Krankheit leide, dass ich irgendein Unterleibsleiden habe und dass er auf seine Rechte verzichten muss, wenigstens für eine Zeit lang?»

Rechte. Ich fuhr mir mit der Hand über die Stirn. Ich sehe rot, wenn ich das Wort in diesem Zusammenhang höre. Gott im Himmel, was ging in den Köpfen der Menschen vor, als sie Rechte und Pflichten daraus machten?

Mir war sofort klar, dass ich hier helfen musste, wenn ich konnte. Aber ich wusste unmittelbar nichts zu erwidern, ich wollte noch mehr von ihr hören. Möglicherweise war mein Mitgefühl auch mit einer Dosis ganz gewöhnlicher und simpler Neugier vermischt.

«Verzeihung, Frau Gregorius», fragte ich, «wie lange sind Sie schon verheiratet?»

«Seit sechs Jahren.»

«Und war für Sie das, was Sie die Rechte Ihres Mannes nennen, schon immer so schwer wie jetzt?»

Sie errötete leicht.

«Schwer war es immer schon für mich», sagte sie. «Aber in letzter Zeit ist es mir unerträglich geworden. Ich halte es nicht mehr aus, ich weiß